

# Ein Hungerwinter vor hundert Jahren

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642101>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ullmann war in Wien ein bedeutender, aufgehender Stern gewesen, aber obgleich er von seinen Arbeiten nur eine Mappe mit Zeichnungen hatte retten können, schien ihn seine jetzige missliche Lage kaum zu berühren. Voll Stolz zeigte er einige Skizzen, die auf der Flucht entstanden waren, sowie mehrere gut gelungene Zeichnungen der jungen Frau Gérán, die er angefertigt hatte, während sie auf der anderen Seite der Grenze einige Tage gemeinsam auf die Erlaubnis zum Grenzübertritt hatten warten müssen.

Es fiel Klaus Künzli auf, dass gerade diese Zeichnungen besonders gut gelungen schienen, während sich Gérán geradezu gehässig über ihren künstlerischen Wert äusserte. Der Maler steckte sein Skizzenbuch gleichmütig wieder fort und lächelte Künzli Verständnis heischend an. Diesem gefiel der Maler, ja, er gefiel ihm weitaus am besten von allen und seine Wünsche für sein Fortkommen in der Heimat waren ehrlich und herzlich.

«Danke», sagte Ullmann einfach und richtete einen versonnenen Blick auf das zarte Profil der jungen Frau Gérán.

Der sechste in der Runde kam — wie man aus seiner Art zu sprechen leicht erkannte — aus Hamburg und hatte ein abenteuerliches Leben als Matrose auf Handelsschiffen sowie als Berufsboxer hinter sich. Er war zuletzt Teppichhändler gewesen und wollte versuchen, in dieser Branche, von der er anscheinend einiges verstand, in seiner Heimat wieder zu beginnen.

Seine gebrochene Nase, sein ganzes run-

des, ein wenig breit geschlagenes Gesicht gaben ihm ein gutmütiges Aussehen. Seine kleinen, pfiffigen wasserblauen Augen blickten voller Humor in die Welt, der besonders dann zum Ausdruck kam, wenn der vornehme Gérán seine drastischen Geschichten mit einem indignierten Achselzucker quittierte. Mit Vorliebe erzählte der Flüchtling aus Hamburg seine Geschichten in Hamburger Platt, wahrscheinlich wegen des Lokalkolorits, da er auch seine Muttersprache, ein waschechtes Züridütsch, mühelos beherrschte.

Er schwärmte von Hamburg und der Watterkant und schimpfte ein wenig auf die Engländer und Amerikaner, die diese seine geliebte Stadt so übel zugerichtet hatten. Er tat dies aber in einer polternden, gutmütigen Art, die niemand allzu ernst nahm. So erhob denn auch keiner der Anwesenden Einspruch ausser Gérán, der bissig einwarf: «Ich hasse dieses verdammte Pack der Deutschen, die Oesterreicher eingeschlossen!»

Sybil Gérán errötete und ihr Gatte, der es bemerkte, legte seine Hand begütigend auf die ihre.

«Verzeih', manchmal vergesse ich im Zorn, dass Du eine österreichische Mutter hattest», entschuldigte er sich leise.

Er versuchte, mit seinem gewohnten sieghaften Lächeln über das Unbehagliche der Situation hinwegzugehen. Die junge Frau zog aber langsam und beherrscht ihre Hand unter der seinen fort.

Die Eehälfte des Schweizers aus Hamburg, allem Anschein nach eine gemütvoll Hamburgerin, rettete die Stimmung.

«Ich finde ja man», warf sie ruhig ein, «wir sollten jetzt nicht politisieren, nöch? Wo wir doch man eben in Sicherheit sind und hier so gemütlich beisammen sitzen, nöch?»

Sybil warf ihr einen dankbaren Blick zu und Künzli betrachtete die Eehälfte des Herrn Schnewlin aus Hamburg genauer. Alles an ihr war rund, von dem gutmütigen Gesicht bis zu der beweglichen Gestalt. Sie hatte Haar von unbestimmter mittlerer Farbe und braune Augen, von denen man sich nicht vorzustellen vermochte, dass sie unfreundlich blicken könnten. Nur in ihrem runden Kinn drückte sich mütterliche Energie aus, die stets dann zum Ausdruck kam, wenn sie ihren Mann ein wenig zurechtwies.

«Schnewlin», sagte sie dann etwa mit lebenswürdiger Strenge, «Du solltest nicht so unfeine Geschichten erzählen, nöch?»

Die beiden Schnewlins würden in Zürich bei ihrem verheirateten Sohn wohnen, der bereits vor einigen Jahren in die Heimat gezogen war, um einen guten Posten in einer Maschinenfabrik zu erhalten. Schnewlins selbst waren bis zuletzt geblieben, da Schnewlin seinen Teppichhandel und seine Frau ihren «Mittagstisch für Junggesellen» nicht hatten im Stich lassen wollen. Vor kurzem war durch eine Bombe der ganzen Herrlichkeit ein Ende bereitet worden, so dass die Schnewlins keinerlei Grund mehr sahen, in den Trümmern ihres bisherigen Wohnortes auszuharren.

(Fortsetzung folgt)

## Ein Hungerwinter vor hundert Jahren

Nach all den Berichten die man zu lesen bekommt, muss es diesen Winter in manchen europäischen Ländern schlimm um die Lebensmittelversorgung bestellt gewesen sein. Es könnte leicht zutreffen, dass wir auch in der Schweiz Hunger leiden müssten, wenn sie direkt vom Kriege heimgesucht worden wäre. Vor hundert Jahren freilich, war nicht ein Krieg die Ursache der Hungersnot, die damals unsere Heimat heimsuchte, sondern Mangel an Nahrung wegen Kartoffelmisswachs, geringer Erträge der Roggenernte und entsprechender Teuerung.

Die Kartoffelpflanze, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts das Hauptnahrungsmittel des Armen und zugleich eines der Hauptprodukte des Landwirts auf dem für Getreidebau wenig geeigneten Berner Boden, wurde seit dem Herbst 1844 von jener unbekannteren Krankheit befallen, welche während mehrerer Jahre beinahe die ganze Ernte vernichtete. Dazu kam, dass auch der Roggen von einer Krankheit ergriffen war, was zur Folge hatte, dass der Ertrag überall weit geringer ausfiel als gewöhnlich. Ein Steigen der Lebensmittelpreise auf der einen, grösserer oder geringerer Mangel an wichtigen Nahrungsmitteln auf der andern Seite, bewirkten eine allgemeine Unzufriedenheit unter der ärmern Bevölkerung.

### Das Bernervolk litt Not

Grosse Teile waren besitzlos, ohne Arbeit und Verdienst. Von jener Hungersnot, die im Winter

1846/47 grosse Striche unseres Landes betraf, geben uns manche zeitgenössischen Berichte und Beschreibungen anschaulich Kunde. Wir beschränken uns nachstehend auf die Schilderung der Zustände im Gebiet des Bernerlandes, vornehmlich des Oberlandes.

### Die Beatenberger wanderten bis nach Thun, um Lebensmittel zu kaufen

Obwohl sie in aller Morgenfrühe dort anlangten, war auf dem Thunermarkt kein einziges Brot mehr zu bekommen. In der Waschküche des Pfarrhauses in Beatenberg bereitete man Suppe zu, die von den hungrigen Bewohnern abgeholt wurde. Es hiess sparsam umgehen mit dem, was man noch besass. Die Bauern mahnten deshalb den Weizen auf der Kaffeemühle. Ja, man gab sich in manchen Haushaltungen sogar

### mit gekochtem Grün von allerlei Laub und ausgegrabenen Wurzeln zufrieden.

Noch 1847 sollen einzig im Kanton Bern 136 Personen infolge Entbehrungen gestorben sein.

Im Amt Frutigen stieg die Not 1846 aufs höchste und zwar nicht lediglich wegen dem Kartoffelmisswachs, sondern auch infolge Ueberschwemmungen.

Der Bettel nahm hier erschreckende Formen an. Verschiedenenorts wurde Mues gekocht und verteilt. Fast die Hälfte der Bevölkerung Reichenbachs, d. h. ungefähr 1000 Personen, mussten unterstützt werden. Die Pfarrhäuser spendeten wie kleine Klöster und die Wohltätigkeit der Wohlhabenden erreichte eine ungeahnte Höhe. Wer nicht Erdäpfel hatte, bis wieder frische gewachsen waren, litt kürzere oder längere Zeit Mangel. Es gab aber auch Familien, die schon vor Neujahr mit ihrem Vorrat fertig waren und dann zum Bettel Zuflucht nahmen.

Auch das Amt Thun machte von dieser Notlage keine Ausnahme. Wie im unvergessenen Hungerjahr 1817

### traten Suppenanstalten und gemeine Bäckereien in den Hilfsdienst

und übten wohlthätigen Einfluss aus. Der Zudrang

zu diesen gemeinnützigen Suppenzubereitungsstätten war ein gewaltiger. Viele Beglütete hielten während dieser teuren Zeit ihre Waren zurück und harrten mit Ungeduld auf ein weiteres Steigen der Preise. Die Sektion Thun des Volksvereins verlangte

### Strafbestimmungen gegen Verheimlichung der Lebensmittel

In Bern brach wegen der zunehmenden Teuerung der sogenannte «Märitputsch» aus.

### Die Regierung greift ein...

Die wachsende Besorgnis im Volk wegen der Teuerung und dem Warenmangel veranlassten eine Menge Wünsche, Anträge und Begehren, die von verschiedener Seite an den Regierungsrat gestellt wurden. Der damals erst neu eingesetzte Grosse Rat musste sich deshalb mit den Volksbegehren an mehreren Sitzungen befassen und ordnete entsprechende Schutzmassnahmen an. So wurde u. a. das frühere unbedingte Kartoffelbrennverbot wieder in Kraft gesetzt und Bestimmungen betr. Einfuhrzoll, Mittelpreis von Getreide, Brotwägung Verordnung gegen Wucher usw. erlassen.

Interessant ist unter anderem auch ein Hinweis im Heimatkundebuch von Huttwil. Es heisst dort, dass im Jahre 1847 Lebensmittel zwar vorhanden waren, den ärmeren Leuten war es aber nicht möglich, diese nach Bedürfnis anzukaufen, da ihnen der Verdienst fehlte. Der damaligen politischen Verhältnisse wegen lagen überhaupt Handel und Gewerbe darnieder. Huttwil errichtete ebenfalls eine Suppenanstalt. Vom Januar bis zur Ernte wurden 1846 und 1847 eine Sparsuppe aus Mais, Erdäpfeln, Erbsen, Fleisch und Brot gekocht und täglich unentgeltlich verteilt. Denselben Brauch des Mueskochens wurde ausser vielen andern Gemeinden auch in Oberdiessbach nachgelebt. Ein prächtiger Frühling und Vorsommer 1847 verkündete nach den durchlebten schweren Hungerzeiten einen gesegneten Herbst. Damit verschwanden Warennot und Teuerung, doch herrschte noch während mehrerer Jahre eine grosse Armennot im Bernerland.